Die Asthma-Tropfen

Autor(en): **Zulliger, Hans**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **36 (1946)**

Heft 40

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-649051

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

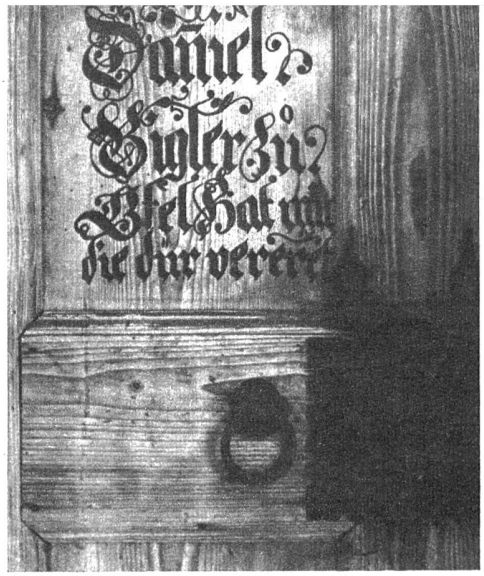
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

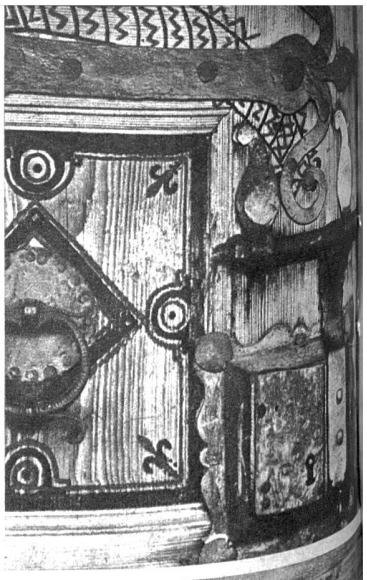
Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

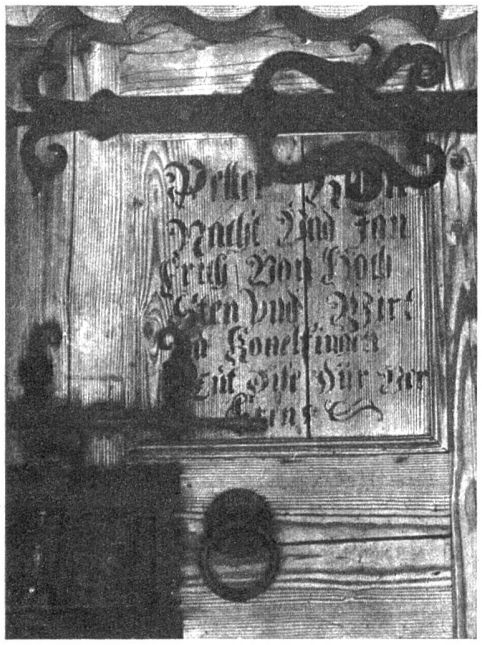
http://www.e-periodica.ch

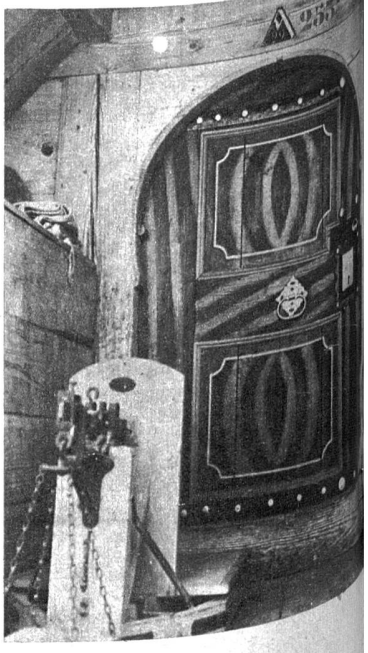
Die Asthma-Tropfen

Hans Zulliger









Wir sassen an der Tafelrunde, und auf einmal — ich weiss nicht mehr, wie wir darauf zu sprechen kamen — drehte sich die Unterhaltung um die Kurpfuscherei. Heinrich, der Arzt, führte dabei das grosse Wort. Er schimpfte nach Noten über die Quacksalber, und wir pflichteten ihm bei, als er ausrief, der Unfug ihrer Praktiken sollte überall im Land endlich mit schweren Strafen geahndet und unterdrückt werden.

Nur Alfred, der Schriftsteller, sass schweigend hinter seinem Glase. Als nähme er an unserem erregten Hin- und Herreden keinen Anteil, trank er hie und da einen guten Schluck und blickte ins Leere. Heinrich merkte seine Abwesenheit und stiess ihn mit dem Ellenbogen an. «Was sagst denn du zu unserem Thema?» fragte er. «Bist du etwa nicht damit einverstanden, dass wir die ganze Brut der Kurpfuscher hinter Schloss und Riegel stecken und ihr das Handwerk gründlich legen wollten, weil sie ein Schädling ist an der Volksgesundheit?» lärmte er.

Alfred lächelte vor sich hin. «Dann müsstet ihr auch mich einsperren lassen!» gab er bedächtig Bescheid.

«Wie?» riefen wir erstaunt. «Du willst doch nicht etwa behaupten, dass auch du zu jener obskuren Gilde gehörest!»

«Nein und ja. Einmal in meinem Leben habe auch ich gequacksalbert, meine Verehrten!»

Die Runde lachte. «Du?» — und wir forderten Alfred auf, er möge erzählen.

«Damals war ich noch ein Jüngling», hub er an. «Mit dem ersten Flaum unter der Nase. Das teile ich mit, damit ihr wisst, der Fall sei verjährt. — Meine Mutter litt an Asthma-Anfällen. Sie waren bei der schweren Arbeit als Bäuerin manchmal recht eklig, besonders wenn sie sich während der «grossen Werket» einstellten — und oft erschienen sie nach längeren Ruhepausen gerade, wenn der Heuet oder die Getreideernte begann. Nun hatten wir im Dorf drunten einen patenten Landarzt, in der weiten Umgegend darum berühmt, weil er für alle Krankheiten ein unfehlbares Tränklein zur Hand hatte. Er verschrieb meiner Mutter ein Fläschlein mit Tropfen, die mit Wasser gemischt eingenommen werden mussten. Und wahrhaftig; kam ein Anfall, konnte man ihn mit der Arznei wie durch ein Wunder brechen, von Atemnot unbehelligt, vermochte dann die Mutter vom Tagesanbruch bis in die Nacht den Arbeiten in Küche, auf Wiesen und Aeckern obzuliegen.

Nach ein paar Jahren verliess der Arzt die Gemeinde und siedelte in die Stadt über. Es war zu einer Zeit, da meiner Mutter Anfälle aufgehört hatten, und da wir schon glaubten, sie würden sich überhaupt nicht mehr ereignen. Dann aber waren sie in einem heissen Sommer auf einmal wieder da. Wir suchten in Schubfächern und Tröglein nach dem Tropfen-Rezept — umsonst, es war verloren gegangen. Nur noch ein leeres Fläschchen fanden wir.

Ich nahm es und reiste damit in den nächsten Flecken zur Apotheke. Vielleicht sei das Rezept dort einst abgegeben worden, mutmasste der Vater. Ich sollte das Fläschlein vorweisen. Auf der Etikette war ein Datum verzeichnet, und der Apotheker konnte in seinen Büchern nachschlagen und das Medikament neu rüsten. Aber die Apotheke hatte inzwischen den Besitzer gewechselt, und der bebrillte Herr hinter dem Ladentisch wollte nichts von Asthma-Tropfen wissen.

Was sollte ich tun?

Ich hatte einen Einfall. Mit dem nächstbesten Zug reiste ich in die Stadt und suchte unseren ehemaligen Dorfdoktor auf. Er lachte, als ich daherkam, und er schrieb mir ein neues Rezept. Voller Freude eilte ich damit von dannen, und — ein Träumer, wie ich schon von jeher war — ich vergass, mir das Mittelchen rüsten zu lassen. Zu spät merkte ich mein Versäumnis. Schon stand ich am Brücklein, das vom Tal hinaufführte zu unserem Hause am Hügelhang. Zurückkehren, zur Apotheke laufen, konnte ich am selben Tage nicht mehr, es war schon Abend geworden. Und in die Stube treten zu müssen, ohne das ersehnte Tränklein mitzubringen, machte mir das Herz schwer.

Da stüpfte mich ein Teufelchen. Ich zog das alte, leere Fläschlein aus der Rocktasche und füllte es mit gewöhnlichem Bachwasser. Die Mutter würde den Betrug kaum sofort merken, dachte ich. Denn — und daran erinnerte ich mich genau — die Tropfen waren ebenso wasserhell, geruch- und geschmacklos gewesen, wie die Flüssigkeit, die jetzt in meinem Fläschlein geborgen war.

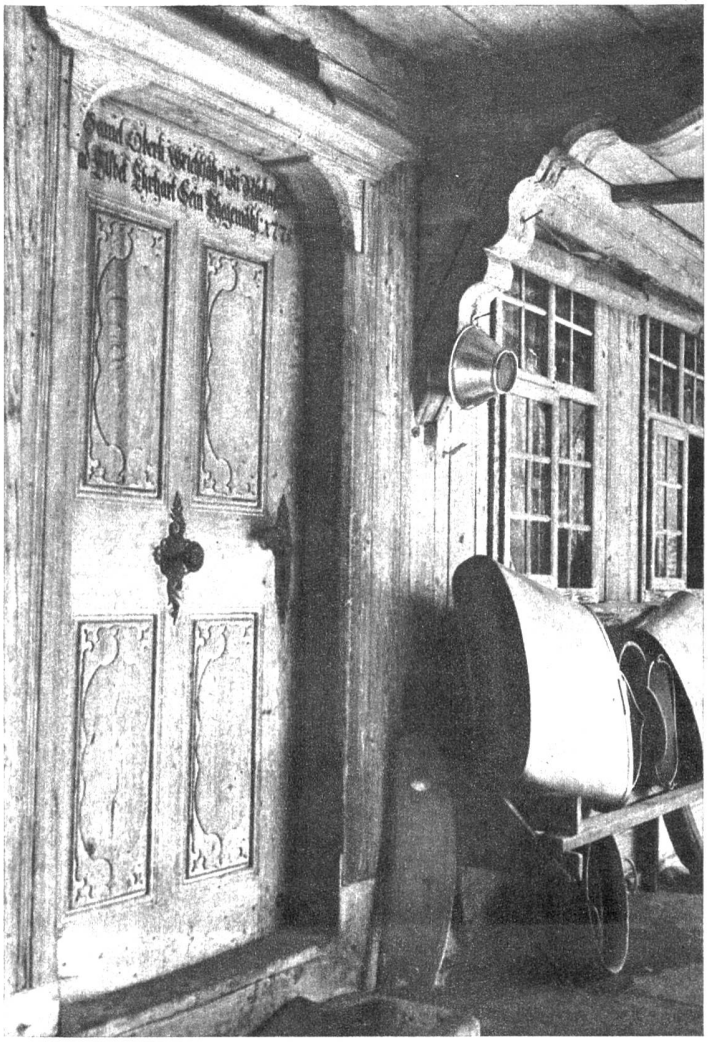
Als ich zu Hause ankam, hatte meine Mutter gerade einen Anfall.

«Hast du aber lange gesäumt!» brummte der Vater. «Höchste Zeit, dass du endlich anrückst!»

Die Mutter, mit zitternden Händen, schüttete von den Tropfen in ein Glas Wasser, trank es aus und atmete tief. Mühsam klopfte das Herz.

Fast unmittelbar aber zeigte sich bei der Kranken eine sichtbare Erleichterung

Die geschenkten Haustüren



Links aussen: «Daniel Bigler zu Gfell hat mir die Tür verehret», steht hier in unbeholfener Sprache, aber mit sehr schönen Buchstaben

Links: Diese mit reichem Beschläg verzierte Türe führt in den oberen Stock eines Speichers in Rüderswil

Rechts: Eine eichene Hausture aus dem Jahre 1775

Links aussen: An einem 1752 erbauten Haus bei Grosshöchstetten steht: «Peter Hofenacht, Fähnrich von Höchstetten und Wirt zu Konolfingen tut diese Tür verehren.»

Links: Die Einfassung dieser Türe hat eine ganz merkwürdige, fast arabische Form

Der Anfall war gebrochen, darüber konnte kein Zweifel bestehen. Es war, als hätte die Mutter die wirkliche Medizin eingenommen.

Ich hatte eine höllische Freude an der Wirkung und war Schuft genug, um zu schweigen. Abwarten wollte ich, ob sich das Experiment weiter bestätige. Und — meine Lieben — es tat es!

Ehe die Tropfen ausgegangen waren, zogen wir aus der Berggegend fort ins Mittelland. Der Vater nahm dort ein Gut in Pacht. War es der Luftwechsel, war es aus einem anderen Grund — jedenfalls plagten dort meine Mutter keine Asthma-Anfälle mehr. Sie blieb gesund bis in ihr hohes Alter und bis zu ihrem Tode.

Das Rezept — ich kann die kribblige Schrift darauf nicht entziffern — bewahre ich zu Hause auf — zur Erinnerung an meine Tat.

Und jetzt wisst ihr, warum ich zu eurem Gespräche schwieg, und weshalb ihr auch mich als Kurpfuscher ins Schallenwerk bringen müsstet, ihr gestrengen Herren Richter!»

Wir schwiegen eine Weile. Dann fragte einer den Arzt: «Wie erklärst du dir die verblüffende Wirkung des Bachwassers, Heinrich?»

Er rieb sich die Nasenspitze, und er schüttelte den Kopf.

«Am Ende ist das rezeptierte Asthma-Tränklein auch nichts weiteres gewesen als gewöhnliches Brunnenwasser!» rief jemand aus der Runde.

«Man sagt, der Glaube könne Berge versetzen!» liess sich jetzt Heinrich vernehmen. Und zu Alfred gewendet, erkundigte er sich: «Denkst du, Quellwasser könnte bei einem jeden Asthma Hilfe und Heilung bringen?»

Alfred winkte mit geschwungener Hand ab. «Hab ich so etwas behauptet? Hältst du mich für so dumm?»

Worauf der Arzt einen Schluck nahm und zufrieden nickte. «Dann bist du eben kein richtiger Quacksalber und Kurpfuscher — und auch darum nicht, weil dir nicht einfiel, den «Fall» reklamemässig auszunutzen und dich als «Asthma-Naturarzt» zu etablieren, um einen schwunghaften Handel mit Bachwasser zu treiben!»

Alfred lächelte. «Also war ich vielleicht doch dumm!» quittierte er.

Wohl mancher hat schon gehört, dass sich in früheren Jahrhunderten die Städte, Zünfte und Schützenvereine gegenseitig schöne Wappenscheiben zum Schmuck ihrer Prunkstuben schenkten, und zwar stets Scheiben mit dem Wappen des Schenkenden. So kommt es auch, dass zum Beispiel in der schönen Ratsstube von Mellingen (jetzt im Schweiz. Landesmuseum, Zürich) das blau-weisse Zürcher-Schild, der Berner Mutz und die Schlüssel von Obwalden und Nidwalden an den Fenstern leuchten.

Aber Haustüren schenken? Das ist doch etwas gar Merkwürdiges! Wenn heutzutage der Schweizer sein neues Haus bezogen hat, dann ladet er meist seine Freunde zu einer «Haus-Räuki» ein. Und diese Freunde bringen dann allerlei Geschenke mit: Geschnitzte Holzfiguren und Bilder, die nirgends hinpassen, vielleicht sogar eine Stabelle, deren Rücklehne so «wunderbar» geschnitzt ist, dass man gar nicht anlehnen kann und so weiter. Dann hat es ein neugebackener Hausbesitzer in den ersten Jahren gar nicht leicht. Er muss den Kopf immer gut beisammen haben und beim Erscheinen eines Freundes vielleicht rufen: «Du Berta, da kommen Knüslis! Schnell . . . hole den geschnitzten Hirsch von der Winde herunter und stelle ihn aufs Büchergestell!»

Da haben es die Landleute früherer Jahrhunderte ganz anders gehalten! Sie schenkten einander Haustüren oder Speichertüren! Leider ist der Brauch heute nur noch wenig verbreitet und nur im Emmental erinnert man sich noch daran.

In der Gemeinde Rüderswil stehen noch Bauernhäuser und Speicher, an denen man solche geschenkten Türen sehen kann. Jede dieser Türen zeugt von währschafter, alter Handwerkskunst und ist gleichzeitig ein Andenken an Freunde der Besitzer oder ihrer Vorfahren — ein Geschenk, das man nicht «im letzten Augenblick» bestellen oder einkaufen konnte, ein Geschenk, das mit Umsicht und Liebe bedacht sein musste. Wahrscheinlich wurden diese Türen von den gleichen Handwerkern hergestellt, die das Haus oder den Speicher bauten. Man kann sich gut vorstellen, wie der Spender und der Beschenkte miteinander das Mass zu der Türe nahmen, wie der Schreiner seine Arbeit mit besonderer Sorgfalt machte, der Dorfschmied Beschläge und Schloss nicht nur solid, sondern auch schön ausarbeitete. Nicht selten wurde aus einem weit entfernten Dorf ein geschickter Maler geholt, der die Füllungen und das Türgericht mit allerlei rotschwarzen Figuren verzierte und gewöhnlich auch den Namen des Spenders mit prächtigen Buchstaben aufmalte. Dann trugen die Besitzer dieser «Freundschafts-Denkmäler» dafür Sorge, dass die Türen stets gut erhalten blieben, so dass sie dem Wind und Wetter der Jahrhunderte . . . und sogar den Antiquitätenhändlern standhielten. — So sind diese geschenkten Haustüren im Emmental nicht nur merkwürdige Altertümer, sondern recht «lebendige» Zeugen aus der Vergangenheit. Und wer weiss, vielleicht sagt sich der eine oder andere unserer Leser: «Ich könnte eigentlich meinem Schwiegersohn oder meinem Bruder auch so eine wackere Türe für sein neues Haus stiften.»